

(Nachdruck verboten.)

81] Die Brüder Zenganno.

Von Edmond de Goncourt.

Unter dem tiefen Schweigen, das sich über den ganzen Raum gebreitet, wurde jetzt ein weißes, tonnenartiges Faß auf dem Reifen, der über die vier Träger lief, befestigt, und zugleich ertönte schmetternde, feurige Musik, mit der die Orchester in den Arenen das nervige Spiel der Muskeln anspornen, zu dem heroischen Wagen des Halsbruches begeistern.

Bei dem Schallen der Musik eilte Gianni, der im Begriff gewesen, auf dem Sprungbrett noch einmal nach vorn zu schreiten, um einen letzten prüfenden Blick auf die Anbringung des Fasses zu werfen, rasch kehrt machend, in den Hintergrund zurück, und während die Musik plötzlich innehielt und eine Stille über dem weiten Raum lag, in welcher selbst die Atemzüge ausgefetzt zu haben schienen, hörte man auf den elastischen Planken des Sprungbrettes die mächtigen Schritte des zu seinem Sprunge vorwärts stürmenden älteren Bruders, den man, fast möchte man sagen: in demselben Moment mit den Füßen oben auf dem Rande des Fasses stehend erblickte, aufrecht, in vollkommen sicherem Salt des Gleichgewichts.

Während die Musik wieder schmetterte, die jetzt das Gelingen des kühnen Sprunges feierte, während jenes Dröhnen des Beifalls ertönte, das nur den Glanzstücken zu Teil wird, sah man plötzlich, ohne zu verstehen, was geschah, Gianni sich mit Blicken des Erstaunens zu dem Faß niederbeugen und den einen Arm wie abwehrend nach rückwärts ausstrecken, als wolle er seinen Bruder, den man jetzt in der Stellung des zum Ablauf Bereiten erblickte — beide Arme in die Luft emporgestreckt, die Hände, den Seiten des Kopfes zugekehrt, niederhängend — in seinem Laufe aufhalten. Allein schon hatte die Musik mit jenem kurzen Abbrechen, das ein Gefühl der Beklemmung um jede Brust legt, wieder aufgehört, schon hatte Nello auf dem Trampolin in die Hände klatschend sein letztes Zeichen gegeben, und Gianni rief über die Schulter hinweg seinem Bruder ein kurzes, heiteres, verzweiflungsvolles: „Go!“ zu, — ein „Go!“, das klang, wie ein schwerbedrücktes: „Im Namen Gottes!“, das man ausstößt in einem furchtbaren Moment, wo es gilt, eine schreckliche Wahl zu treffen, ohne daß man Zeit hat, sich über die drohende Gefahr zu unterrichten oder zu überlegen.

Nello flog über die Länge des Trampolins, auf Füßen, welche dem hohlliegenden Holz keinen Schall entlockten, auf seiner Brust einen kleinen, von dem hurtigen Lauf hin und her hüpfenden, glänzenden Gegenstand gleich einem Amulett, der sich unter seinem Kostüm hervorgestohlen. Am Ende des Brettes gab er mit beiden Füßen zugleich der schwanken, elastischen Planke einen kurzen, scharfen Stoß und flog empor, auf seinem luftigen Wege gleichsam getragen, gefördert, mit emporgeschobenen, aller Blicke, allen hochgeredten Hälsen, allen Gesichtern, die, aufwärts gerichtet, gleichsam mit ihm der Höhe des Fasses zustrebten.

Aber was geschah in dieser aufregenden, angstfüllten Sekunde, in der die Menge den jungen Gymnastiker bereits dort oben auf den Schultern seines Bruders suchte, ihn dort bereits zu erblicken glaubte? . . . Gianni wurde, jäh des Gleichgewichtes beraubt, aus seiner Stellung oben herabgeschleudert, während Nello, aus dem Fasse niederstürzend und hart mit dem Kopfe aufschlagend zu Boden rollte, wo er sich noch einmal aufrichtete und von neuem zusammenbrach.

Ein einziger, lauter Schrei der gesamten Menge war es, der den Raum erfüllte, ein Schrei, unter dessen Erschallen Gianni seinen Bruder in Vaterarme nahm und ihn hinaustrug, den Ärmsten, der in seinen Bürgen jene schreckensvolle Unruhe der Verwundeten zeigte, die man aus der Schlacht trägt, und deren bange Blicke auf dem Transport jedermann zu fragen scheinen: was ist mit mir, was ist meine Wunde — was wird sie sein?!

Dem allgemeinen Schreckensschrei, der pochenden Aufregung in jedem Herzen, die der Sturz des jungen Künstlers hervorgerufen, war eine düstere Erstarrung gefolgt, und mit

ihr hatte sich dumpfe Stille auf den von Zuschauern überfüllten Raum gelagert: jene Stille, nach der Neuzerung eines Mannes aus dem Volke, wie die Minute nach einer schrecklichen Katastrophe sie über eine Menge verhängt, und in deren tiefstem Hintergrunde, fern, es hier und da klagendes Seufzer junger Mädchen gibt — von denen man weiß, daß sie in eine Enge mütterlicher Korsetts eingeschnürt sind, in der sie ersticken.

Männer und Frauen blieben unbeweglich auf ihren Plätzen sitzen, als ob die Vorstellung nicht bereits verhängnisvoll ihr Ende erreicht hätte; alles war von der nagenden Neugier erfüllt, den Verunglückten wieder erscheinen zu sehen, nur auf einen Moment wieder erscheinen, wenn auch von den Armen anderer gestützt, um durch sein Erscheinen wenigstens zu zeigen, daß er lebe, daß er nicht zu Tode gekommen.

Die Masse der Reiter, die, dicht geschlossen, bewegungslos standen wie Soldaten, denen das Kommando gegeben ist, sich nicht zu rühren, versperrte die Passage nach dem Stall und ließ nichts von der Sachlage dort innen auf ihren Gesichtern lesen. Gerade in der Mitte der Manege stand verlassen und ohne daß jemand Hand anlegte, ihn hinwegzuschaffen, der Aufbau mit seinem Zubehör zu der Produktion; die Musiker hielten lautlos ihre Instrumente, die Finger zu den Griffen bereit darauf liegend, ohne zu spielen; das plötzliche Erlöschen des regen, bunten, lauten Trubels des Zirkusschauspiels und in der gesamten, gleichsam erstarrten Menge war düster tragisch.

Die Zeit verstrich; noch immer keine Nachricht von dem Verunglückten.

Endlich öffnete sich die Gruppe der Reiter, ein einzelner trat hervor, schritt in die Manege, empfangen von einem leisen allgemeinen: „Ah!“ der Erleichterung, machte ernst die drei vorschrittartigen Verbeugungen und richtete kurz die Worte an das Publikum:

„Die Direktion gestattet sich die Anfrage, ob sich vielleicht ein Chirurg hier befindet?“

Die Nebeneinanderstehenden blickten sich fragend an, man flüsterte leise miteinander, mit bedauerndem Kopfschütteln wie bei Begräbnissen, während ein junger Mann mit langen Haaren und nachdenklichen dunklen Augen sich hastig den Weg zwischen den Bänken hindurch, über sie hinweg, dem Stallgange zu bahnte, gefolgt von aller Augen, die ihm mit einer gewissen grausamen Neugier nachblickten.

Das Publikum verharrte noch immer auf seinen Plätzen; man konnte sich nicht entschließen zu gehen, man wartete, als sei man bereit, bis aufs Endlose hin zu warten.

Das Zirkuspersonal begann jetzt, flüsternd und mit zerstreutem Wesen, die Zurüstung zu der Produktion abzubauen; Diener begannen das Gas auszulöschen, und als auch das allmählich eintretende Dunkel in dem Raum das Publikum nicht zum Ausbruch veranlaßte, sammelten die Logenschließerinnen die kleinen Fußbänke unter den Füßen der Zuschauerinnen ein, sie höflich hinwegnehmend, und trieben die Menge so mit sanfter Gewalt zum Gehen: die Menge, die sich träge, zögernd nach der Tür zu bewegte, den Kopf zurückgewandt nach dem Raum jenseits des Stallganges, wohin man den Verunglückten gebracht; während sich unter dem langsamen Weiterschreiten der Masse allmählich ein leises dumpfes Geräusch, ein unbestimmtes Summen, ein undeutliches Murmeln erhob, das in den engeren Räumen und in den schmälern Korridors die Gestalt der Worte annahm: „Der junge Mann hat beide Beine gebrochen.“

Der Chirurg beugte sich, mit einem Knie auf dem Boden ruhend, über Nello hin, der auf der Matratze der „Botoude“ lag: der großen, weichen Matratze, auf welche die gesamten Herrenmitglieder der Gesellschaft bei der „Großen Voltige“, welche gewöhnlich die Vorstellung schließt, ihre Sprünge ausführen.

Um den Verletzten her bewegten sich Mitglieder des Personals, welche kamen und nach einem Blick auf sein bleiches Gesicht wieder verschwanden oder, in den Ecken zusammentreten, mit gedämpfter Stimme zu plaudern begannen: von dem Publikum, das sich in den Stoff gesetzt habe,

nicht zu gehen, von dem unglücklichen Zufall, daß der Zirkus-
arzt auch heute gerade unwohl sei; vor allem aber von der
unbegreiflichen Vertauschung des Fasses, das zu der Pro-
duktion der Brüder zu dienen hatte, mit einem anderen von
Holz, von dem kein Mensch wisse, woher es gekommen: eine
Erörterung, in der immer wieder von neuem die Ausrufe
zu hören waren: „Es ist merkwürdig! . . . Es ist ganz außer-
ordentlich! . . . Es ist unerklärlich!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Köbels.

Eine Weihnachtsgeschichte. Von Anton Fendrich.

Die Zugwohler waren in großer Aufregung. Die von Böglisau
wollten dieses Jahr bei der Christmette keine Musik machen. Gründe
wurden von den Böglisauern keine dafür angegeben, was die
Zugwohler besonders tief verlegte. Zwar liebten die Böglisauer
da und dort in den Wirtschaften einmal etwas fallen von wenig
eigennützigem Aufführung bei Gelegenheit des Kantonschützen-
festes, wo die Zugwohler die Großartigen spielten und die Schützen
der Nachbargemeinde wie hergelaufene Föbel ansehen. Aber das
war der Grund nicht, weshalb die Böglisauer brechen wollten mit
der alten Gewohnheit, die Hälfte ihrer zwölf Mann starken Musik
den Zugwohlern zur Christmette zu schicken. Die Sache war vielmehr
die: Die Böglisauer hatten zwar die meisten Instrumente doppelt,
wie sich das bei einer leistungsfähigen Musik gehört und auch
zwei große Trommeln waren da. Aber der Schreinerkari, der sonst
als zweiter Mann die große Trommel zu schlagen verstand, lag mit
einem gebrochenen Bein im Bett und im ganzen Dorf konnte kein
Mensch aufgetrieben werden, welcher sich getraut hätte, die zweite
große Trommel mit Kunst zu meistern. Bei der großen Berühm-
theit der Böglisauer im ganzen Kanton als Musikanten war dies
eine Blamage, die sie unter keinen Umständen eingestehen durften.
Ihren ersten Trommelschläger, den Rastierhans, konnten sie bei
ihrer eigenen Christmettemusik nicht entbehren. Denn ohne große
Trommel war das Gloria eben einfach nicht, was es vom richtigen
musikalischen Standpunkt aus sein mußte. Wenn der Lehrer mit
den Föhren wie wütend auf den Baggedalen der Orgel heruntretet,
daß es nur so gewitterte, und die Jungfrauen von Böglisau mit
hohen Stimmen wie die Engel das „Gloria in Excelsis“ sangen
und der gewaltige Tonhwall noch die eigentliche Wirkung durch
die Donnerschläge der großen Trommel und das Kling-eling-eling
des Triangelns erhielt, dann fühlte sich jeder Böglisauer, und wenn
er sonst auch im Jahr der größte Grobian war, in seinem tiefsten
Innern erschüttert und gerührt. Ohne große Trommel war also
das Gloria eine einfache Unmöglichkeit. Unzulängliches zu bieten,
war aber nicht Sache der Böglisauer, insbesondere nicht bei den
Zugwohlern, der Proben, die zwar gut zahlten, aber dafür auch
meisterlose Mäuler hatten, wenns ans Kritifizieren ging. Also wurde
von der Böglisauer Musik Bescheid hinaus nach Zugwohl geschickt,
daß es dieses Jahr leider nichts sei. Da kam aber ein vom Pfarrer
und Bürgermeister unterzeichnetes Schreiben zurück, welches dem
Künstlerstolz der Böglisauer stark schmeichelte. Weder Kosten
noch Abzug und Frank sollten gescheut werden, hieß es in dem
Brief, „wenn nur die Gemeinde Zugwohl wieder einmal des er-
hebenden Genusses der Böglisauer Musik in der Christmette teil-
haftig werden könnte“. Einem solchen Satz widerstanden auch die
Musikanten von Böglisau nicht und so überlegten sie sich die Sache
noch einmal. Aber es wollte sich kein Ausweg finden. Da fiel
mitten in den fruchtlosen Beratungen, wie die Lücke ausgefüllt
werden könnte, plötzlich die Frage:

„Und der Köbels?“

Da atmeten alle auf. Das war die Lösung.

Der Köbels war ein Büchlein von 10 Jahren und der älteste
von neun lebendigen Geschwistern. Sein Vater war ein Lump,
seine Mutter eine gute Frau und deren ganzer Stolz der Köbels.
In ihrer Stelle führte er oft das Regiment im Haushalt und hielt,
so gut es ging, die Ordnung aufrecht. Seine Autorität wurde von
keinem der kleinen Geschwisterschaft angezweifelt und wenn es nicht
anders ging, hieß er energisch mit einem Steden dazwischen. Ueber
keinen Menschen im ganzen Dorf wurde soviel geredet, wie über
den Köbels. Es bildeten sich zwei Parteien, die eine für, die andere
gegen ihn. Die einen sagten, er würde zum mindesten einmal
Nationalrat oder so etwas, und die anderen hielten ihn für einen
Erzschlingel, der schon früh mit dem Landjäger Bekanntschaft machen
würde. In der Schule war er immer der erste, aber der Lehrer
hatte auch keine rechte Freude mit ihm. Der Köbels konnte nämlich
mit seinen zwei großen, hellen Augen, seiner lässigen in die Lüste
stehenden Nase und dem schmalen Mund, in dessen Winkeln es
immer ein wenig lächelte, ein solches Lausbuben Gesicht machen, daß
es den Lehrer und vielen ehrbaren Böglisauer Bürgern beachte,
der Köbels mache sich eigentlich fortwährend über sie lustig. Aber
keine Talente konnte ihm niemand bestritten. Der Köbels konnte
einfach alles. Er konnte pfeifen und jodeln, wie kein Bub im
Dorf, schnitt die Tischsäge für seine Brüder und Schwestern, versah

den Ministranten dienst in der Kirche und machte im Frühjahr die
schönsten Pfeifen. So hielt man es auch für ganz selbstverständlich,
daß der Köbels die große Trommel schlagen könne. Es wurde eine
kurze Probe abgehalten und der Köbels dazu geholt. Der Dirigent,
der Schneiderhans, welcher die Klarinette blies und während des
Blasens als Taktstod benützte, unterwies den Köbels in den ersten
Elementen der Kunst des Pauken- und Triangelnschlagens. Er
zeigte ihm, wie er, wenn die Instrumente stark spielen, mit Gewalt
den Schlegel auf das Fell sausen lassen müsse und wie er beim
Piano nur ganz sanft, mehr streichend als schlagend, den Schlegel
zu führen habe. Das schwierigste war die Erklärung, wie er im
Gloria zu gleicher Zeit die Trommel mit der Rechten und den
daran hängenden Triangel mit der Linken zu schlagen habe. Der
Köbels verzog während dieser Unterweisung keine Miene. Man
sah ihm nicht an, ob ihm die Sache schwer oder leicht vorkam.
Als aber einmal ein Versuch mit dem „Introitus“, dem ersten
Stück der musikalischen Messe, gemacht wurde, da handhabte der
Köbels seinen Paukenschlegel und den Stahlstab des Triangelns mit
einer Virtuosität, als ob er in seinem Leben nie etwas anderes
getrieben hätte. Daß man auch nicht gleich auf den Gedanken
verfallen war, den Köbels als Ersatz für den kranken Schreinerkari
zu holen!

Die Christmette in Zugwohl begann ebenso wie die in Böglisau
um 12 Uhr in der Christnacht. Um 9 Uhr marschierten die Böglisauer
Musikanten ab. Es war sternklar und der Schnee so
hart gefroren, daß es ein leichtes Gehen war. Die große Trommel
trug alle Viertelstunde ein anderer dem Köbels. Er hatte einen
großen, von der Mutter gestrickten Schal um den Kopf gewickelt
und seine ganzen Gedanken beschäftigten sich nicht etwa damit, ob
er auch mit Ehren bestehen würde, sondern mit den Genüssen, die
nach der Christmette seiner warteten. Nach über zweifelhafte
langsamem Steigen tauchten hinter einem überschneiten Bergvor-
sprung die hellerleuchteten Bogensenster der Zugwohler Kirche in der
Winternacht auf. Dann begann es mit allen Kloden zu läuten,
und der Köbels stellte sich vor, wie er sich an dem Seil hinaufziehen
lassen würde, wenn er an der großen Glode mitläuten dürfte. Vor
dem Dorf machte er sich an den Schneiderhans heran, der gerade
die große Trommel trug, und meinte, hier, wo der Weg eben sei,
könne er ja auch die Trommel tragen. „Recht hast“, sagte der
Schneiderhans, „der Künstler gehört zu seinem Instrument!“ —
nahm die Trommel ab und schnallte sie dem Köbels auf den Rücken.
Als die Musikanten bescheiden in die Kirche traten, die schon ganz
gesteckt voll war, und die Treppe zur Orgelempore hinaufstiegen,
erregte der kleine Köbels mit seiner großen Trommel allgemeines
Aufsehen. Er war stolz darauf, ließ sich aber nichts ansehen. Oben
auf der Empore mit den alten, vergoldeten Notogeräten, durch
welche man die vielen Lichter in der Kirche blitzen sah, hatten die
Böglisauer gerade Zeit, um die Noten herauszunehmen und sie
auf die Instrumente zu stecken. Der Köbels bekam die große
Trommel auf einen alten Stuhl gestellt, wo sie mit zwei Holz-
schellen unterlegt wurde. Und dann ging's los. Nie hatten die
Zugwohler eine herrlichere Musik in der Christmette gehört. Der
Schneiderhans blies den Klüßreigen noch nie mit solcher Rührung
auf seiner Klarinette und im Gloria war es ein solches Tröbmen,
Trompeten und Donnern, als ob alle himmlischen Heerscharen los-
gelassen wären. Das war aber alles in der Hauptsache Köbels
Kunst zu danken. Er arbeitete in allen Tonstärken und wenn die
rollenden Gewitter verstummt waren, dann ließ er das gewaltige
Musikgetöse auf seinem Triangel sanft ausklingen.

Kein Wunder, daß den Böglisauer Musikanten nach der
Christmette im „Eldgenössischen Kreuz“ nichts zu wünschen übrig
blieb. Da stand weißer und roter Wein und auf zwei großen
Platten lagen Schnitten, Schinken, Wurst und Braten in lieb-
lichem Durcheinander. Zum Schluß gab es Kaffee und würbe-
Brotchen. Es war halb vier Uhr, als der Bürgermeister in einer
kleinen Ansprache den Böglisauern dankte und dann den Lohn
auszahlte. Jeder bekam ein Fünffrankenstück. Auch der Köbels
bekam eins. Er hatte schon von dem Schinken, der Wurst und
den Brotchen in seinen Taschen in einem besonders zu diesem
Zweck mitgenommenen großen roten Taschentuch untergebracht,
was er konnte, und fühlte sich bereits reichlich belohnt. Als er
aber noch das Fünffrankenstück in der Hand fühlte, da geschah
dem Köbels etwas, was ihm sonst selten passierte. Er fühlte sich
saffungslos. Ein Fünffrankenstück war für ihn etwas Unerhörtes,
etwas, was schon an den Grenzen des Reichtums lag, etwas, mit
dem man schon ganz Unglaubliches anfangen konnte. Aber lange
gab er sich diesen Träumen nicht hin. Sein kleines Herz durch-
drangte auf einmal ein Gedanke: Die Mutter! Das ist für die
Mutter!

Und er hielt es fest in die Hand gepreßt und steckte die
Hand noch zur Sicherheit in die Hosentasche und dachte dabei
immer an die Mutter. Dann erfüllte ihn der ganze Stolz, daß
er seiner Mutter eine solche Freude machen könnte zum
Christkind.

Ein Fünflirel! Himmel-Donnerwetter! — dachte er und
spuckte mit einer großartigen Geberde aus.

Auf dem Heimweg mußte er aber die Trommel selber tragen.
Seine fünf älteren Kollegen hatten dem Wein so zugesprochen,
daß sie den Köbels und seine Trommel fast ganz vergaßen. Sie
gerieten bald ins Schwadronieren, daß sie es halt den Zugwohlern
wieder einmal gezeigt hätten, was die Böglisauer für Herle seien

*) Köbels, holländisches Plinanklo für Jakob, Jakob,

und kamen sich immer großartiger vor. Nur der Schneiderhans glaubte bemerken zu dürfen, daß der Schmiedpeter, der die Posaune trug, im Creolo einmal F statt Fis geblasen hatte. Da kam er aber bei dem Schmiedpeter schlecht an. Dieser war nämlich nicht gewillt, seine Kunst irgendwie herabschreiben zu lassen, auch nicht vom Dirigenten. Und er gab dem Kritiker zur Antwort, daß, wenn er so viel Franken hätte, als der Schneiderhans schon auf seiner Gelbrübe daneben gegriffen habe, er bald keine Posaune mehr zu beschlagen brauche. Das ging begreiflicherweise dem Klarinettenisten an das Mark seiner Künstlerlehre, und er hieß den Kollegen ein besoffenes Kamel. Dieses harte Wort wurde von dem Schmied als eine Beleidigung erachtet, für die es nur eine Sühne geben könne. Er hieß dem dünnen Schneiderhans eine herunter, daß dieser samt seiner in einen schwarzen Sack gehüllten Klarinette in einem am Begrand aufgetürmten Haufen Schnee verschwand. Wie nun eine schwere Prügellei entstand, bei der die Instrumente die Rollen der Waffen vertraten, wie der Schneider, nachdem er sich wieder aus dem Schnee herausgearbeitet und einigen Vorsprung gewonnen hatte, dem Schmied Dinge der schlimmsten Art aus seinem Leben vorhielt und dann davonrannte, wie der Schmied dem Beleidiger nachsahle und die übrigen Musikanten dem Flüchtling und dem Verfolger nachstürzten — das alles sah der Köbels mit wachsender Angst. Als er sich aber plötzlich mit seiner großen Trommel auf dem Rücken allein und verlassen in der kalten Winternacht sah, da überfiel ihn der Schreck. Es war sicher noch anderthalb Stunden bis nach Hause und ein bitter kalter Wind fing an zu blasen. Aus der Ferne hallten die wüsten Stimmen der Seitenden und dann wurde es auf einmal still. Als der Köbels die erste Furcht überwunden hatte, befaß er sich nicht lang, sondern marschierte durch die Nacht weiter. Die Sterne waren jetzt erloschen, aber er würde vom Weg nicht abkommen, dachte er. Der Wind jagte ihm harte Schneeförner ins Gesicht und er marschierte frisch darauf los. Mit jedem Schritt schlug der an die Trommel gehängte Schlägel auf das Fell und der angehängte Triangel klang leise durch die Nacht. Das machte zusammen eine stille Musik, die dem Köbels die Angst vertrieb. Aber das Schneegestöber wurde immer stärker und so oft auch der Köbels das gefüllte Taschentuch abwuschelnd in der einen und der anderen Hand trug und die freie Hand, in welcher er krampfhaft das Fünffrankensstück hielt, zum Wärmen in die Tasche steckte, es froz ihn doch immer mehr. Das Gehen in dem frisch fallenden Schnee wurde immer schwerer und auch die große Trommel schien immer schwerer zu werden. Er schnalzte einmal ab, um sich auszuruhen. Da war auf der Trommel schon ein ganz dichter Belz von Schnee. Der Köbels kannte den Winter und setzte sich nicht hin. Er stampfte neben der Trommel im Schnee herum, um sich warm zu halten. Aber der Wind fuhr durch seine dünnen Kleider und er spürte die Kälte bis auf die Knochen. Aber das war nur kurze Zeit. Auf einmal ließen die Schmerzen in den Fingern und in den Füßen nach, und der Köbels wurde schläfrig! Wenn nur das Fünffrankensstück nicht verloren geht! Das war seine Angst. Er fing an laut zu rufen. Vielleicht würden ihn die anderen hören. Er wartete und wartete, aber es kam keine Antwort. Da wollte er die Trommel wieder auf den Rücken nehmen und weiter marschieren. Aber es ging nicht mehr. Er war ganz steif. Leise fing er an zu weinen und dachte jetzt nur noch an sich, nicht mehr an sein Fünffrankensstück. Da kam ihm auf einmal der Gedanke, sich in der Trommel in Sicherheit zu bringen. Er arbeitete sich in eine wahre Wut hinein und weithin hallten die Paukenschläge durch die Winternacht. Doch die Trommel hielt aus. Das Fell platzte nicht. Der Köbels war aber durch die Arbeit wieder warm geworden und hatte frischen Lebensmut geschöpft. Jetzt gelang es ihm, die Trommel auf den Rücken zu bringen. Das gefüllte Taschentuch nahm er in die Hand und während der Triangel allein Musik machte — denn der Paukenschlägel lag einsam und verlassen im Schnee, — lief der Köbels so schnell er nur konnte den Weg hinab Böglissau zu. Er mochte wohl eine halbe Stunde lang gerannt sein, als er fünf dunkle Gestalten aufstehen sah. Das waren die anderen, die in der Kälte und im Schneegestöber wieder zur Bernunft gekommen waren, insbesondere aber dadurch, daß sie Köbels einsame verzweifelte Arbeit an der Pauke gehört hatten. Das hatte sie wieder ganz nüchtern gemacht. Sie gingen an, den Weg zurückzugehen. Als sie aber die Sorge um den verlorenen Köbels los waren, da plagte sie eine andere. Wenn er etwas von ihrer nächsten Prügellei verraten würde, dann hätten sie im ganzen Dorfe zu der Schande, daß sie den Dub fast unkommen ließen, noch den Spott. Der Schneiderhans bohrte leise bei dem Köbels an, der sich von seinen ausgestandenen Kengsten nichts anmerken ließ. „I due nig verrote“ antwortete er fast grob. Sie wollten ihm die Trommel abnehmen, aber davon wollte er jetzt nichts wissen. Er ging stramm voraus und die anderen fünf schlichen ihm still hintennach. Keiner sagte ein Wort zum anderen.

In einer halben Stunde waren sie daheim. Sonst schämte sich der Köbels, zu der Mutter ins Bett zu schlüpfen. Diesmal aber war er froh davon. Als er langsam warm geworden war, stand er wieder auf, holte das Fünffrankensstück aus seiner Hosentasche und drückte es der Mutter, ohne ein Wort zu sagen, unter der Bettdecke in die Hand. Dann erzählte er ihr alles ins Ohr; was er erlebt hatte, alles, außer der

Prügellei; wie schön es gewesen war, was er alles mitgebracht im Rastuch und wie er beim Gloria draufgehauen habe.

Die Mutter aber hielt ihn still und stolz im Arm. Es wagte halt ihr Köbels.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Neue Kinderbücher. Der Verlag A. Köbels in Dresden hat im Einverständnis mit dem Dresdener Jugendschriften-Ausschuß und mit Schmue von B. Krause die „Reisen und Abenteuer von Münchhausen“ neu herausgegeben. (3,50 M.) Das Buch enthält Volkbilder in Vierfarbendruck, nebst vielem anderen Schmuck. Gut wirkt das Titelbild in Grau und Rot. Die Bilder sind zuweilen reichlich bunt, das Papier vielleicht zu glatt und die blaue, sich um den Text schlängelnde Randleiste könnte fehlen.

Aus der Redaktion der „Jugend“ gab Hammer „Märchen ohne Worte“. (2.— M.) Eine Reihe schöner Blätter aus der Wochenchrift, die an sich Märcheninhalt haben. Das Kind soll dadurch angeregt werden, den Inhalt herauszulesen und weiterzuspinnen. Vielleicht gibt der Verlag späterhin doch einen kurzen Text hinzu. Der künstlerische Gehalt der großen Blätter dürfte jedenfalls auf das Kind, auf das Sehen des Kindes erzieherisch wirken.

Im Turm-Verlag (Leipzig) erschien von Dr. Rob. Niemann herausgegeben eine Neuausgabe der Grimmschen Märchen (6 M.). Wichtig ist, daß sie den authentischen Text wieder bringt. So wird der Inhalt von dem Geist der „verbessernden“ Umarbeitungen befreit. Schade, daß der Preis so hoch ist; doch ist er in Anbetracht des Druckes und der Ausstattung, des Umfangs angemessen. Es ist ein Schatz von bleibender Bedeutung in diesen Märchen verborgen und selbst Erwachsene werden mit Freude darin lesen. Die Zeichnungen von Ubbelohde fügen sich in ihrer linearen Haltung dem Druck harmonisch ein, beleben den Inhalt, ohne das Seitenbild zu zerreißen.

Eine eigenartige Gabe für die Kleinsten bietet der Verlag Hans v. Beehr (München): unzerreißbare waschichte Leinwandbücher mit unschädlichen Farben, die nach Art der japanischen Skizzenbücher gebastet sind. Der dekorative Stil, dessen sich Caspari und Langer-Schöller befleißigen, erhält durch den dicken Leinwandstoff noch eine besonders eigene derbe Note. Dabei sind diese „Unzerreißbaren“ trotz ihrer Haltbarkeit geschmeidig und fein. Bilder herrschen vor; Illustrationen zu alten Reimen und ein lustiges A-B-C. Caspari weiß geschickt das Dekorative mit dem Inhaltlichen zu vereinen, und so wirken diese den englischen Ray-Books nachgebildeten Büchlein sehr frisch und eigenartig. Die Preise schwanken zwischen 80 Pfennig und 2,40 Mark.

Erziehung und Unterricht.

Gehören Schwachlichtige in die Blindenanstalt? Schwachlichtige Kinder werden in der Regel ebenso wie blind behandelt und in einer Anstalt untergebracht, damit dort ihr Tastsinn eine bessere Ausbildung erfahre. Diese Maßnahmen sind aber, wie Dr. G. Lebinsohn in der Wochenchrift für soziale Medizin erklärt, grundfalsch. In der Ansicht der Welt muß allerdings jeder, der ein schweres körperliches Gebrechen hat, als ein Unglücklicher gelten, also auch der Schwachlichtige; Arzt und Lehrer aber haben die Pflicht, den verkrümmerten Teil nicht bloß zu erhalten, sondern auch weiter auszubilden, wenn es noch möglich ist. Das gilt auch für das schwachlichtige Auge. Auf dem Wege der steten Übung ist die Besserung der Sehkraft bestimmt zu erzielen, wenn der optische Bau des Auges wenig von der Norm abweicht, ferner bei allen, die infolge nicht genügenden Gebrauchs des Sehorgans in der Jugend schwachlichtig geworden sind. Der Arzt muß die Schwachlichtigen in zwei Gruppen einteilen, wenn er eine Besserung des Sehvermögens oder gar eine Heilung erzielen will: in solche, deren Sehvermögen so schlecht ist, daß eine Erziehung in der Normalschule unmöglich ist. Einen wirklichen Erfolg wird der Unterricht der Schwachlichtigen aber erst dann haben, wenn sie aus der Normalschule ganz entfernt und in eine besondere Hilfsklasse gebracht werden, wo sie unabhängig von den sehstarken Kindern in den Fächern ausgebildet werden, die für ihren späteren Brotverdiener in Frage kommen.

Hygienisches.

Der Einfluß des Schnürens auf den Magen. So viel auch immer auf die Schädlichkeit des Korsetts für den weiblichen Organismus hingewiesen wird, genügt haben alle diese Warnungen nicht viel; die Thronneil Mode erweist sich eben jetzt noch stärker wie alle Vorstellungen der Hygiene und der Bernunft. Obwohl die Frauen wissen, daß jeder Druck auf die dünnen Bauchdecken sich auf die Baucheingeweide fortpflanzt, und, da er dauernd wirkt, ein besonders schädliches ist, so können viele sich doch nicht von dem gefiebten Kleidungsstücke emanzipieren. Dr. Franz Grödel in Bad Nauheim hat neulich die Einwirkung des Schnürens auf den Magen mit Hilfe der Röntgenstrahlen nachgewiesen. Wenn man den zu Untersuchenden einen Brei essen läßt, der mit 10 Proz. Bismuth versetzt ist, so erhält man auf dem Röntgenbild eine scharfe Silhouette des gefüllten Magens und dadurch ein zuverlässiges Bild von der Größe, Form und Lage des Magens. Beim Magen nun wurde eine Einschnürung wahrgenommen in der großen

Strömung, die bei Frauen, die sich stark schnüren, genau der Taillenumschnürung entspricht; es entsteht so ein Schnürmagen, eine narbige Veränderung der Magenschleimhaut, welche auf ähnliche Weise wie die Schnürleber zustande kommt. Bei einer Anzahl Röntgenaufnahmen läßt sich sehr deutlich die Einschnürung des Magens erkennen. Die Aufnahmen wurden mit und ohne Korsett gemacht. Bei ersteren wurde der absteigende Magenteil genau an der der Taille entsprechenden Stelle eingeschnürt und verschmälert gefunden, er war nach unten und oben auseinander gezogen. Die Magenblase, die dicht unter dem Zwerchfell liegt, nimmt oft vollkommene Trichterform an, das Zwerchfell steigt nach oben und der absteigende Magenteil ist nach links und unten gezogen. Es nimmt daher unter dem Einflusse des starken Schnürens der Magen die Form, Lage und Eigentümlichkeiten des krankhaft veränderten Magens an, die Leibesform wird ähnlich der beim Hängebauch. Das Korsett vergrößert die schon von vornherein beim weiblichen Geschlecht vorhandene Neigung zur Entziehung des Hängebauches, der Magenverengung und Magenerweiterung. Das übermäßig hohe Schnüren wird demnach, besonders bei schon von Natur an schlaffen Bauchdecken und bei schmaler und hoher Leibeshöhle für den Magen äußerst schädlich und gefährlich.

Anthropologisches.

Hoderbestattung. Bei den meisten Naturvölkern ist der Glaube verbreitet, daß der Tote wiederkehren und sich an seinen Feinden rächen könne. Dagegen suchen sich die Leute mancher Volksstämme dadurch zu versichern, daß dem Toten Weine und Arme fest mit am Oberkörper verschnürt werden. Ein derartig gefesselter Leichnam sieht aus wie ein großes Bündel. Er wird entweder verhüllt in ein Grab gelegt oder in einer Steinurne eingesargt. Die Polynesier glauben, wie Richard Andree im Archiv für Anthropologie erzählt, daß im Menschen Geister wohnen, die sie Tihy nennen. Diese sehen, hören, riechen, fühlen und schweben nach dem Tode eines Menschen über der Leiche und suchen allen zu schaden, die dem Verstorbenen bei Lebzeiten ein Unrecht zugefügt haben. Um die Wiedertehr des Toten und die Rache der Tihy zu verhindern, wird das Grab nach mit Steinen beschwert, der Boden auf ihm festgestampft und durch Magelieder der Tote zu besänftigen gesucht. Schootenoch war der erste, der aus den Funden in zahlreichen Hodergräbern zu dem Schlusse gelangte, daß diese Bestattungsart mit dem Glauben an die Wiederkehr des Toten zusammenhänge. Die Sitte der Hoderbestattung ist uralte. Die Ägypter kannten sie schon, und es sind Hodergräber aus der ägyptischen Steinzeit erhalten. Die Troglodyten banden mit Äulien aus Wegedorn die Weine und Arme an den Hals der Leiche fest. In einigen Gegenden Polynesiens werden sogar schon die Sterbenden so gefesselt. Der ostafrikanische Magoge ruft dem Toten ins Grab nach: „Beunruhige die Hinterbliebenen nicht!“ und der Badschagga steckt ihm ins linke Ohr eine Wobue und legt ihn auf die rechte Seite ins Grab, damit er vom Geräusch der Außenwelt nichts höre und nicht wieder erwache.

Aus dem Tierleben.

Wie die Ameisen eine Expedition unternehmen. Der um die Ameisenforschung verdiente Vater Basmann hat aus dem Kongostaat ein Schreiben von C. Luja erhalten, das in fesselnder Weise eine Folge von Beobachtungen einer am unteren Kongo vorkommenden Ameisenart enthält. Die Nester dieser Ameisen finden sich gewöhnlich am Fuß eines großen Baumes in einem Meter Tiefe unter der Erdoberfläche vor. Die Insekten benutzen dabei das Wurzelgeflecht des Baumes gleichsam als Zimmerwerk für ihre Wohnung und legen nach dessen Verlauf ihre vielen Galerien an. Die beim Graben dieser Wohnräume und Verbindungsgänge herausgelöste Erde wird in Körnern ins Freie geschafft und häuft sich dort zu einem kleinen Strater an, dessen Vorhandensein den Ort des Nestes und seiner Eingänge verrät. Die Ausdehnung einer solchen Ameisenwohnung erreicht 3-4 Meter im Durchmesser. An manchen Tagen unternimmt das ganze Ameisenvolk eine große Expedition, und es muß ein anziehender Anblick sein, die kleinen Tiere dabei zu beobachten. Sie marschieren in geschlossenen Reihen wie eine Armee in beschleunigtem Tempo. Die Soldaten, die mit furchtbaren Riefen als Waffen ausgerüstet sind, bilden teils ein Spalier, teils begleiten sie die dazwischen hinziehende Karawane. Mitten in dieser Horde fallen einige kleine Stäfer ins Auge, die sich als ständige Gäste bei den Ameisen aufhalten und nun versuchen, ihren von Natur schwerfälligen Schritt dem des ganzen Haufens anzupassen, dem sie wahrscheinlich als Hülfstruppen dienen. Das Ganze wälzt sich unaufhaltam fort wie ein Labastrom en miniature, und oft nimmt eine solche Expedition ganze Tage in Anspruch. Kein Hindernis ist der Intelligenz und der Körperkraft der Ameisen zu schwierig. Kommt das Heer an einen kleinen Wasserlauf, so rücken die Pioniere vor und bauen eine Pontonbrücke in einer für Menschen ganz unähnlichen Weise, indem sie nämlich ihre eigenen Leiber dazu benutzen. Mit Hilfe ihrer Weine und Riefen halten sie sich gegenseitig aneinander fest und bilden so eine Brücke über das Wasser, die von der ganzen Armee in sicherem und schnellem Schritt passiert wird. Außer bei solchen Hindernissen ist die Karawane dauernd von den Soldaten eingekreist. Da die Ameisen den Aufenthalt unter der Erde lieben und gewöhnt sind, so kommt es ihnen noch weniger

darauf an als irgend einem Eisenbahningenieur, eine Bodenanschwellung, die für sie das Gleiche bedeuten mag wie für und der St. Gotthardpaß, mit einem Tunnel zu durchschlagen. Am unangenehmsten ist ihnen ein sandiger Boden, da sie auf den leicht beweglichen Sandkörnern häufig ausgleiten und zu Fall kommen. Ist die Anstrengung des Vorwärtstommens in solchem Gelände zu groß, so greifen sie zu demselben Hilfsmittel wie beim Ueber-schreiten eines Wasserlaufes, indem eine Anzahl von Ameisen sich hinter und neben einander platt auf den Boden legt und so eine feste Straße für die übrigen bildet. Und dabei sind diese Insekten blind! Der Zweck der Expedition ist gewöhnlich die Erzielung einer Beute, die durch ein erbarungsloses Gemekel beschafft wird. Durch ihre Uebermacht bringen die Ameisen auch größere Tiere, wie Kröten und Schlangen, zur Strecke.

Humoristisches.

— Die Enteignung. (Ungefähr nach den Beschlüssen der Osmarckenkommission.) Die Enteignung wird abgelehnt. Die abgelehnte Enteignung wird nach der Vorlage der Regierung durchgeführt. Eine Enteignung polnischer Güter darf nicht stattfinden. Wo sie stattfindet, muß nach besonderen Prinzipien verfahren werden. Die Einführung der verworfenen Enteignung wird einer besonderen Kommission übertragen. Die besondere Kommission existiert nicht. Wo sie existiert, ist sie an die vorliegenden Beschlüsse gebunden. Sie bedürfen zu ihrer Widerrufung einer königlichen Verordnung. Diese königliche Verordnung darf nicht erteilt werden. Sie bedarf zu ihrer Gültigkeit der Unterschrift des Staatsministeriums. Sie darf nur dann erfolgen, wenn sie sich in Uebereinstimmung mit den vorliegenden Beschlüssen hält. Die vorliegenden Beschlüsse dürfen nicht umgestoßen werden. Im Falle der Umstößung ist eine Expropriation polnischer Güter zulässig. Sonst nicht. Es sei denn, daß... Falls nicht etwa... Die zur Durchführung der hiermit beauftragten Enteignung erforderlichen 300 Millionen werden aus Staatsmitteln bereitgestellt. („Lustige Blätter“.)

Notizen.

Im Berliner Theater wird Offenbachs „Blaubart“ auch an den Nachmittagen der Weihnachtsfeierstage zu vollen Preisen, jedoch ohne Vorlaufsgebühr zur Aufführung gelangen.

— Thomas Manns Drama „Fiozenza“ fand in einer vom „Neuen Verein“ veranstalteten Aufführung im Münchener Residenztheater beifällige Aufnahme.

— Ein neuer Grünewald ist von dem Tübinger Kunsthistoriker Konrad Lange in der Kirche des Dorfes Stuppach bei Mergentheim entdeckt worden. Das Werk dieses farbigsten und stimmungsvollsten deutschen Malers aus der Renaissancezeit stellt eine Madonna in blühender Landschaft vor.

— Die internationale Vereinigung zur Bekämpfung der Krebskrankheit. Die Erforschung der seit den ältesten Zeiten bekannnten und gefürchteten Krebskrankheit, durch die im Deutschen Reich jährlich mehr als 40 000 Menschen dahingerafft werden, hat gerade in den letzten Jahren stete Fortschritte gemacht und eine internationale Vereinigung zu ihrer Bekämpfung ist im Entstehen begriffen, über die der Leiter des Berliner Instituts zur Erforschung der Krebskrankheit, Prof. Dr. Ernst v. Leyden, Mitteilungen macht. Auf der internationalen Konferenz, die im Anschluß an die Eröffnung des Instituts für Krebsforschung und Behandlung in Heidelberg im September 1906 tagte, wurde der Antrag gestellt, eine allgemeine internationale Vereinigung der Krebsforschung zu organisieren. Dieser Antrag wurde einstimmig angenommen. „Die uns auftragene Organisation“, berichtet Professor v. Leyden, „haben wir in Berlin in die Hand genommen. In einer großen Zahl von Ländern bestehen bereits Gesellschaften oder Komitees für Krebsforschung. In einzelnen deutschen Bundesstaaten wird seit längerer Zeit die Begründung von Landeskomitees beabsichtigt. Die ausländischen Komitees haben zum Teil bereits jetzt ihr Einverständnis erklärt, einer großen internationalen Vereinigung beizutreten. Es steht sicher zu hoffen, daß es gelingen wird, in aller nächster Zeit eine Sitzung der Vertreter von Komitees nach Berlin zusammenzuberufen, um hier die Internationale Vereinigung für Krebsforschung begründen zu können.“

— Lord Kelvin, einer der berühmtesten englischen Physiker, ist im 84. Lebensjahre gestorben. Noch kürzlich hatte er die aus den neuesten Radioforschungen abgeleitete Umwandlung der Elemente abgelehnt. William Thomson — so hieß bis zu seiner Ernennung zum Lord der Forscher — war 1824 in Belfast geboren und bereits 1848 Professor der Physik an der Universität Glasgow geworden. Seine Forschungen, die vom sorgsam beobachteten Experiment ausgingen, aber auch mit Hilfe der höheren Mathematik zur Theorie ausgebaut wurden, galten vorzüglich der Wärme und der Elektrizität. Auf beiden Gebieten hat er bedeutendes geleistet. Die Praxis verdankt ihm die Erfindung eines heute noch benutzten Elektrizitätsmessers (Wattmeter) und eines Spiegelgalvanometers, der die unterirdische Telegraphie erst wirklich nutzbar machte, und nach der Legung des Kabels von 1866 zur Anwendung kam. Auch die Gezeitenlehre hat er bereichert. Kelvins Schriften (darunter die über Naturphilosophie) sind zum Teil auch ins Deutsche überfetzt.